

UNSERE TIPPS FÜR DAS WOCHENENDE ZUM 39. DOKUMENTARFILMFEST MÜNCHEN

DOK.
fest
MÜNCHEN

„Filmstunde_23“:
Edgar Reitz rollt ein
filmpädagogisches
Herzensprojekt wieder
auf – in München

Luisengymnasium, 1968: Eine Mädchenklasse fiebert ihrer ersten Unterrichtsstunde im Fach Film entgegen. Ihr Lehrer ist: Edgar Reitz. Vier Wochen lang trafen im Klassenzimmer Filmtheorie und -handwerk auf ungebremsste Kreativität. Für den Dokumentarfilm „Filmstunde_23“ holten Reitz und Jörg Adolph diese Zeit aus den Archiven und trafen sich mit den Schülerinnen von damals. Die AZ sprach mit dem Meisterregisseur über das Projekt, mediale Ahnungslosigkeit und über die Gegenwart und Zukunft der Filmlandschaft.

AZ-INTERVIEW
mit Edgar Reitz



Ein Filmexperiment 1968 am Luisengymnasium München – mit Edgar Reitz.
Fotos: Dok.Fest

Der heute 92-Jährige wurde in Morbach, Rheinland-Pfalz, geboren und war Professor für Film an der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe und Ulm. Bekannt wurde er als Autor und Filmemacher – unter anderem mit seinen „Heimat“-Filmen, die TV-Geschichte schrieben.

AZ: Herr Reitz, wie kamen Sie damals darauf, für Film als Schulfach zu plädieren?

EDGAR REITZ: Der Filmhistoriker Béla Balázs stellte schon Mitte der Zwanziger diese Forderung auf. Es könne ja nicht sein, dass die Menschheit dieser wichtigen kulturellen Erwerbung gegenüber im Analphabetentum bleiben müsste. Diese Aussage hat mich schon immer beeindruckt. Ende der 60er-Jahre hat man sich viele Gedanken über die politischen und gesellschaftlichen Aspekte der Kultur gemacht. So haben wir gesagt: Es ist höchste Zeit für die Bildungspolitik, dieses The-

ma aufzugreifen. Außerdem hatte ich ja bereits Erfahrung als Filmpädagoge. Zusammen mit Alexander Kluge leitete ich zuvor die Filmabteilung an der Hochschule für Gestaltung in Ulm.

Dass es wunderbar funktioniert hat, sieht man in ihrem Film. Warum blieb es nur bei diesem Pilotprojekt?

Wir machten damals sehr viel Öffentlichkeitsarbeit, sprachen auch mit Bildungspolitikern. Es wurde auch über dieses Projekt geschrieben, der BR strahlte eine Dokumentation darüber aus. Dann verlief es im Sande. Als einzelner Filmemacher konnte ich ein solches Vorhaben nicht in Gang halten. Schließlich musste ich auch meine eigene Filmarbeit fortsetzen.

Und woher kam jetzt die Idee, einen Dokumentarfilm über diese Zeit zu machen?

Ich hatte das alles komplett vergessen, als mich eine der ehemaligen Schülerinnen bei einem Konzert ansprach. Sie er-

zählte, dass sich die Klasse immer noch regelmäßig treffe und die Filmkunst immer noch einen großen Platz in ihrer aller Leben habe. Da ist die pädagogische Saat aufgegangen und hat ein ganzes Leben lang Früchte getragen, ohne dass ich davon wusste.

Was machte bei der Arbeit mit den Kindern besonders Eindruck auf Sie?

Wie man im Film sieht, dass die Mädchen sich ernst genommen fühlten. Wir kommunizierten komplett auf Augenhöhe. Das hat diesen Unterricht vollkommen herausgehoben aus der sonstigen Schulerfahrung. Bei unserem Wiedersehen sagten sie auch, wie wichtig es war, dass sie persönliche Themen aufgreifen und mit der Hilfe von Profis umsetzen konnten.

Aber Filmemacherin ist niemand geworden?

Darum ging es auch gar nicht. Was wir heranbilden wollten, war ein neues Publikum. Zu einer blühenden Filmkultur gehören nicht nur gute Leute, die

Filme machen, sondern auch ein Publikum auf entsprechendem Wissensstand. Dafür muss Interesse an der Sprache der Filmkunst geweckt werden, die Freude daran, immer wieder Neues im Kino zu entdecken. Diese Freude ist bei den Frauen ihr ganzes Leben geblieben.

In der heutigen Zeit müsste ein solcher Unterricht komplett anders aussehen.

Gerade in technischer Hinsicht hat sich durch die Digitalisierung Erhebliches verändert. Die Wege sind kürzer geworden, alles läuft einfacher und schneller. Jedes Handy kann filmen, täglich werden Milliarden an Videos ins Internet gestellt, gemacht von Leuten, die nicht im Traum daran denken würden, sich mit Filmkunst zu beschäftigen. Da klappt die Schere in technischer und künstlerischer Hinsicht immer weiter auseinander. Dazu wird durch die Streaming-Plattformen keine gesellschaftlich-öffentliche Welt mehr gefördert, sondern eine rein individualistische. Die Ki-

nos werden kämpfen und sich wandeln müssen, wenn sie diese Entwicklung überleben wollen.

Filmunterricht ist also wichtiger denn je?

Qualität kann sich nur entwickeln, wenn Kenntnisse und Erfahrungen vorliegen. Ein Mensch, der sein ganzes Leben lang billigen Wein im Supermarkt kauft, wird nie sein Geld für einen hochwertigen Bordeaux ausgeben. Er würde auch keine Unterschiede herauschmecken. Und wer keine qualitativ hochwertigen Filme kennt, wird gute nicht von schlechten unterscheiden können. Deshalb sollten Film und Medien fester Bestandteil des Bildungswesens sein. Aber an Filmhochschulen fehlt komplett die pädagogische Ausbildung.

Können die Filmschaffenden selbst etwas zur Verbesserung dieser Situation beitragen?

Unbedingt! Allein wenn ich mir anschau, dass es jedes Jahr viele neue Regisseure gibt, von de-

nen kaum einer die Chance hat, sich auszudrücken. Von hundert Filmen im Wettbewerb des Deutschen Filmfestivals kommen vielleicht zehn ins Kino, der Rest geht komplett unter. Die hochausgebildeten und -motivierten jungen Menschen sollten alle für ein Jahr an die Schulen gehen und unterrichten. Wenn man Kindern zeigt, was das Schöne und Begeisternende am Film ist, greifen sie das sofort auf. Und jeder hat ja ein Handy, mit dem man Filme sofort drehen und schneiden kann. Einen Beamer für Screenings hat auch jeder sofort zur Hand. Das ist eine eigene Welt, die nur darauf wartet, genutzt zu werden.

Matthias Pfeiffer

diesen Sa, 11 Uhr, HFF - Audimax; Di, 7.5., 18 Uhr, Filmmuseum und Do, 9.5., 15 Uhr, HFF, (dt. Omengl.U); Jeweils anschließend an die Filmvorführungen gibt es ein Filmgespräch mit den Regisseuren Edgar Reitz und Jörg Adolph



Die 68er und heute



Unter dieser Handtasche steckt die Münchner Regisseurin Doris Dörrie.
Foto: Sabine Lidl Medea Film Factory

Ein Griff in die Seele

Sabine Lids Film
„Die Flaneuse“ spaziert
leichtfüßig durch das
Leben der schillernden
Regisseurin und Autorin
Doris Dörrie

Zehn Minuten. Für die einen eine lästige Wartezeit auf dem Weg zur Arbeit. Für Doris Dörrie eine essentielle, ja lebensverändernde Taktung. 1989, sie hatte gerade eine Tochter geboren, hat die junge Frau Angst vor ihrer neuen Doppelrolle: als Mutter, aber eben auch als erfolgreiche Regisseurin, die vier Jahre zuvor mit „Männer“ sechs Millionen Frauen - und Männer - ins Kino locken konnte.

Aus diesem Unruhezustand heraus entwickelt die Filmemacherin, so erklärt sie es in „Die Flaneuse“ ihre Zehn-Minuten-Schreibtechnik. Die Fähigkeit

zur völligen Konzentration vor dem Hintergrund eines tickenden Weckers ist bei Dörrie längst auch eine Berufung, wenn sie in ihren Schreibseminaren genau mit diesem Intervall arbeitet.

Die Kamera ist dabei, wenn die rastlose Künstlerin vor ihren Studentinnen ganz innerlich die Augen schließt oder mit nackten Füßen zwischen emsig Schreibenden lustwandelt. Was Sabine Lids Film bei einer Laufzeit von nur 60 Minuten nicht leisten will und kann, ist hingegen eine filmanalytische Einschätzung ihres Gesamtwerks. Auch fehlen Interviewpartner aus der Filmbranche, was den Blick auf die Porträtierte selbst, die Erzählerin Doris Dörrie, schärft.

Das bereits als Kleinkind vorhandene Talent zum Erzählen schwingt auch in Dörries eigenen klugen Wortbeiträgen mit - auch wenn sich die selbsternannte Außenseiterin dabei et-

was abern eine silbernen blitzende Handtasche über den Kopf stülpt. Verstecken muss sie sich eigentlich nicht vor ihrer Lebensleistung.

Doch der Stachel der fehlenden Anerkennung auch als starke weibliche Regie-Stimme, er sitzt trotz Preisen und einer zugegeben späten Retrospektive im Filmmuseum München tief. Gezeigt wurde hier auch ihr größter Erfolg „Männer“, der Dörrie den zweifelhaften Ruf der „Männerfrau“ einbrachte. Wir erfahren von Neidern und dem Druck auf das nächste Projekt, dem „vergifteten Apfel, Paradies“. Nein, gefällig wollte die Filmemacherin, die den „Kino als Vermittlungsraum“ betrachtet und stets „das Schwere leicht machen will“, nie sein.

Dörries private Leidenschaften spiegeln sich in ihren besten Arbeiten wider. Die Liebe zum Essen in der Doku „How to cook your life“ oder eben Japan in ih-

rem auch nach eigenen Aussagen schönsten Film „Kirschblüten - Hanami“.

Gleichwohl ist dieser berührende „Griff in die Seele“ auch eine vielschichtige Auseinandersetzung mit dem Tod. Ein Thema, mit dem sich Dörrie früh beschäftigen musste, als ihr Ehemann, der Kameramann Helge Weindler, bereits früh, 1996, an einer Hirnhautentzündung starb.

Von dieser Tragödie hat sich die selbstbewusste Einzelkämpferin nicht aus der Bahn werfen lassen, sondern weiterhin die künstlerische Auseinandersetzung gesucht, auch weil „sie sich schreibend am Leben hält und überlebt.“

Florian Koch

Sa, 18 Uhr, Deutsches Theater (mit Sabine Lidl und Doris Dörrie); So, 11 Uhr, Literaturhaus (mit Sabine Lidl und Doris Dörrie); Mi, 20.30 Uhr, Pasinger Fabrik; Fr, 11 Uhr, HFF-Audimax